



Titel/Title:

Autor*innen/Author(s):

Veröffentlichungsversion/Published version:

Zeitschriftenartikel/Journal article

Empfohlene Zitierung/Recommended citation:

Verfügbar unter/Available at:

(wenn vorhanden, bitte den DOI angeben/please provide the DOI if available)

Zusätzliche Informationen/Additional information:

Uwe Schimank

**Lebensplanung!? Biographische Entscheidungspraktiken irritierter
Mittelschichten**

Adresse des Autors:

Universität Bremen, Fachbereich 08 Sozialwissenschaften, Institut für Soziologie, AG Soziologische Theorie, Mary-Somerville-Str. 9 (UNICOM), 28359 Bremen

Uwe.schimank@uni-bremen.de

Lebensplanung!? Biographische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten

Zusammenfassung

Eine der tragenden Säulen des Lebensführungsmodus der Mittelschichten ist ein Planungsimperativ – entscheidungssoziologisch betrachtet: eine anspruchsvolle, auf Rationalität und Nachhaltigkeit setzende Lebensführung. Was aber geschieht mit dem Planungsanspruch, wenn das Leben von Mittelschichtangehörigen, wie zunehmend in den letzten zwanzig Jahren, immer stärkeren Irritationen in allen Lebensbereichen ausgesetzt wird, die sich zu einem Syndrom multipler Irritationen auswachsen können? Diese Problematik wird im vorliegenden Beitrag in drei Schritten vertieft. In einem ersten Schritt wird der Planungsimperativ der Mittelschichten genauer gefasst. Im zweiten Schritt wird unter Rückgriff auf allererste explorative empirische Befunde aus Gruppendiskussionen ausgelotet, was von diesem Planungsimperativ der Mittelschichten heute noch übriggeblieben ist. Fünf induktiv gewonnene Typen des Umgangs mit dem Planungsimperativ werden unterschieden. In einem dritten, spekulativen Schritt wird schließlich die bis jetzt empirisch kaum belegte Vermutung skizziert, dass das Leben der Mittelschichten heutzutage stärker durch ein ad-hoc reagierendes Coping als durch Planung bestimmt sein dürfte. Coping als subinkrementalistischer Entscheidungsmodus wird als vierschrittiger Mechanismus der Lebensführung charakterisiert.

Keywords

Lebensplanung – Mittelschichten – Coping – biographisches Entscheiden (← p. 7)

Lebensplanung!? Biographische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten

Einleitung: Irritierte Entscheidungsträger

Nicht erst Ulrich Beck (2000: 46) sieht das Entscheiden-Müssen als ein Signum der „Zweiten Moderne“: „Uns Menschen ist etwas Wesentliches verloren gegangen – die Nichtentscheidung. ... Genauer: Von nun an ist auch die Nichtentscheidung nur noch als Entscheidung möglich.“ An anderer Stelle heißt es: „Der Mensch wird (im radikalisierten Sinne Sartres) zur Wahl seiner Möglichkeiten, zum homo optionis. Leben, Tod, Geschlecht, Körperlichkeit, Identität, Religion, Ehe, Elternschaft, soziale Bindungen – alles wird sozusagen bis ins Kleingedruckte hinein entscheidbar, muß, einmal zu Optionen zerschellt, entschieden werden.“ (Beck/Beck-Gernsheim 1994: 16/17)¹ Mehr noch: Dieses Entscheiden-Müssen sollen wir als Entscheiden-Wollen erleben, also nicht als Belastung, sondern als „gutes Leben“. Ronald Dworkin (1982: 80) formuliert es noch konditional: „... if one wants to be the kind of person who makes decisions and accepts the responsibility for them, or who chooses and develops a life-plan, then choices are valued not for what they produce nor for what they are in themselves, but as constitutive of a certain ideal of a good life.“ Aber wer heutzutage wollte das ernstlich nicht!

Das gilt zumindest für die Angehörigen jener gesellschaftlichen Großgruppe, die im Zentrum der hier präsentierten Überlegungen steht: der Mittelschichten. Die Mittelschichten werden als leistungs- und aufstiegsorientiert gesehen und sehen sich auch selbst so; Mittelschichtangehörige sind bereit zum Bedürfnisaufschub und investieren Zeit, Energie und Geld in Bildung, Eigentum, Vorsorge; sie nehmen eine bewusste Berufswahl vor und engagieren sich beruflich, um Karrierechancen zu wahren; sie folgen zwar institutionell vorgezeichneten, aber in diesem Rahmen Entscheidungsspielräume lassenden Lebenslaufmustern von Qualifikationserwerb, ökonomischer Unabhängigkeit von den Eltern, Heirat, Elternschaft und Bildungslaufbahnen der Kinder, die dann wieder den Staffelstab durch schulische Anstrengungen übernehmen und schon

¹ Siehe ferner Peter Gross (1994) Porträt der heutigen „Multioptionengesellschaft“, das diese Aussage sehr plastisch verdeutlicht.

durch die vorschulische häusliche Erziehung vermittelt bekommen haben, wie wichtig und erstrebenswert all dieses ist.

Diese wohlbekannten Charakterisierungen der Mittelschichten sind natürlich ein Stück weit idealisierte Porträtelemente, die derart gern auch fürs Selbstporträt benutzt werden. Dennoch steht eines fest: Um all das zumindest so gut es geht in die Tat umzusetzen, mussten Mittelschichtangehörige immer schon in erheblichem Maße entscheidungsförmig mit ihren längerfristigen Lebensentwürfen ebenso wie mit vielen Geschehnissen ihrer alltäglichen Lebenspraxis umgehen. Entscheidungsförmig ist ein Handeln, das seine eigene Kontingenz thematisiert (Luhmann 1978: 338) und damit einer zweifachen Qual der Wahl unterliegt.² Jede Entscheidung erlegt durch ihre Herstellung im Sinne eines „converting uncertainty ... into risk“ (← p. 9) (Schon 1967: 25) dem betreffenden Akteur zunächst die Ungewissheit auf, was er tun soll. Dies ist die Qual *vor* der Wahl: Wofür soll ich mich entscheiden – und mit welchen rationalen Gründen? Sobald diese Qual durch den Entschluss, eine bestimmte und keine andere Alternative zu wählen, beendet und die Alternative in die Tat umgesetzt wird, wird die Ungewissheit in das Risiko transformiert, das Falsche getan zu haben. Das ist die Qual *nach* der Wahl. In ihr drückt sich eine besondere Folgenverantwortung des Akteurs aus, weil ihm sein Handeln nicht einfach bloß gedankenlos oder ritualistisch oder wie ein spontaner Gefühlsausbruch „passiert“ ist, sondern er es eben gewählt hat – und auch anders hätte wählen können.

Obwohl also Mittelschichtangehörige nicht nur immer wieder, sondern ständig das Wechselbad dieser beiden Qualen durchleben, sollen sie dies als eigentliche Lebensfreude und Erfüllung empfinden. Das wird insbesondere dann zur Zumutung, wenn die Schwierigkeit der Entscheidungssituationen, mit denen sie konfrontiert sind und denen sie nicht davonlaufen können, auch nur halbwegs rationales Entscheiden schlichtweg unmöglich macht. Die sich dann einstellende tiefe Hilflosigkeit lässt sich etwa an solchen Mittelschichtangehörigen verdeutlichen, die sich veranlasst fühlen, ihr Vermögen auf dem Finanzmarkt zu investieren, um jenseits unsicherer Renten für die eigene Alterssicherung vorzusorgen (Schimank 2011; Schimank/Stopper 2012) – oder an Mittelschichtangehörigen, die als „mündige“ Patienten Entscheidungen darüber fällen

² Siehe auch die analoge Unterscheidung von „costs of making decisions“ und „costs of errors“ bei Sunstein/Ullmann-Margalit (1999: 11).

sollen, was mit ihnen selbst oder ihren Angehörigen in kritischen und hochgradig unsicheren Krankheitssituationen geschehen soll (Samerski 2002; 2010).³

Durch eine Fehlentscheidung auf dem Finanzmarkt auf einen Schlag große Teile des eigenen Vermögens zu verlieren, das die „Rentenlücke“ füllen sollte, oder entscheiden zu müssen, ob die künstliche Beatmung des eigenen Lebenspartners abgestellt wird: Das sind glücklicherweise nach wie vor seltene Extremsituationen, vor die Mittelschichtangehörige gestellt werden. Aus inzwischen zahlreichen zeitdiagnostischen Studien und Berichten geht allerdings hervor, dass viele Mittelschichtangehörige in den letzten Jahren in ihrer Lebensführung nachhaltig verunsichert worden sind.⁴ Sie erleben vielerlei Irritationen dessen, was sie als normalen Ablauf typischer Praktiken ihrer Lebensführung oftmals hochgradig habitualisiert haben – zumeist in Gestalt von Routinen, die ständig aufs Neue zu treffende Entscheidungen ersparen, teils aber auch als Routinen des Entscheidens. Irritationen machen sich darin bemerkbar, dass – umgangssprachlich formuliert – „die Dinge nicht so laufen wie gewohnt“. Das kann zum einen heißen, dass sich die Verhältnisse – z.B. Berufsfelder oder Heiratsmärkte – tiefgreifend wandeln, so dass die eingespielten Praktiken nicht mehr zum erwarteten Ergebnis führen; es kann aber auch so sein, dass die gewohnte (**← p. 10**) Lebensführung subjektiv immer anstrengender und belastender wird, weil etwa die Konkurrenz mit anderen, die Zeitknappheit oder die Zielkonflikte zwischen Lebensbereichen zunehmen. Die vorliegenden Analysen legen in der Zusammenschau nahe, dass heute viele Mittelschichtangehörige im Zuge gesellschaftlicher Wandlungsprozesse multiplen Irritationen ihrer Lebensführung ausgesetzt sind, die nicht auf einzelne Lebensbereiche beschränkt bleiben.

Um die Irritationen in den verschiedenen Lebensbereichen hier nur stichwortartig anzuführen – es sind allesamt wohlbekannte Phänomene.⁵

³ Letzteres widerfährt natürlich nicht bloß Mittelschichtangehörigen – wobei Unterschichtangehörige es in der Hinsicht einfacher haben dürften, dass ihnen die Ärzte traditionell autoritär oder paternalistisch die faktisch Entscheidung in den Mund legen.

⁴ Nicht nur in Deutschland, auch in anderen entwickelten westlichen Ländern: siehe als frühe Thematisierung Ehrenreich (1989) sowie aus den letzten Jahren Chauvel (2006), Herbert-Quandt-Stiftung (2007), Bagnasco (2008), Vogel (2009, 2011), Collado (2010), Burzan/Berger (2010), Heinze (2011), Hacker/Pierson (2011), Mau (2012), Burkhardt et al. (2012), Gornick/Jäntti (2013), Koppetsch (2013), Fourquet et al. (2013), Burzan et al. (2014), Marg (2014); Groh-Samberg et al. (2014), Schimank et al. (2014).

⁵ Die natürlich wiederum meist nicht nur und auch keineswegs am stärksten, aber eben inzwischen auch die Mittelschichten betreffen.

- Arbeitsmarkt und Beruf: Konkurrenz- und Weiterbildungsdruck; Intensivierung der Arbeit, Entgrenzungen von Beruf und Privatsphäre, Mobilitäts- und Flexibilitätszsumutungen; geringere Arbeitsplatz- und Einkommenssicherheit, Zunahme an Projektförmigkeit, Befristungen und prekären Beschäftigungsverhältnissen;
- Partnerschaft: veränderte Geschlechterverhältnisse; nicht-traditionelle Formen des Zusammenlebens; gesteigerte „exit“-Möglichkeiten und dadurch verringerte Stabilität;
- Elternschaft: steigende Kosten von Kindern, Vereinbarkeitsprobleme und Verzicht auf bzw. Verschiebung von Elternschaft; bereits bei Kleinkindern einsetzender Förder- und Bildungswettbewerb zwischen Eltern; unsichere Bildungsrenditen der Kinder;
- soziale Sicherung: Rückbau statussichernder Sozialleistungen bei Arbeitslosigkeit und Rente; Anforderungen an private Vorsorge insbesondere für Alter und Pflege bei steigender Vulnerabilität intergenerationaler Unterstützungsleistungen;
- Vermögensbildung: zunehmende Wichtigkeit – wiederum vor allem für die Alterssicherung – und zugleich steigende Komplexität von Geldanlageentscheidungen, bei beträchtlichen Finanzmarktrisiken;
- politisches Engagement: Politikverdrossenheit angesichts eines sich verselbstständigenden oder nur noch wirtschaftliche und fiskalische „Sachzwänge“ exekutierenden „Politikbetriebs“.

Quer zu diesen Lebensbereichen, ihnen allen unterliegend, gibt es zwei weitere Irritationsquellen. Zum einen registrieren Mittelschichtangehörige eine Erosion ihrer kulturellen Hegemonie, also einen Bedeutungsverlust bürgerlicher Werte sowohl in den Unter- und Oberschichten als auch in den Mittelschichten selbst. Die Mittelschichten repräsentieren nicht mehr fraglos die „gute“ Gesellschaft und das „gute“ Leben. Zum anderen gibt es eine gesteigerte Körperlichkeits-Verunsicherung von Mittelschichtangehörigen, die zunehmend selbst dafür Sorge zu tragen haben, dem Verschleiß an körperlicher Fitness und psychosomatischer Robustheit durch entsprechende Maßnahmen zu ihrer Erhaltung und Wiederherstellung entgegen zu wirken.

Irritationen müssen – entgegen dem Tenor von Krisendiagnosen - nicht ausschließlich problematisch für das Individuum sein. Vielmehr ist jeweils auch die Gegenrechnung aufzumachen: Irritationen als Chancen. So haben z.B. die Umwälzungen der Berufswelt auch ganz neue Mittelschicht-Berufsfelder im Medien, IT- oder Pflegebereich hervorgebracht, die heute Wachstumsbranchen mit guten Einkommens- und (← p. 11) Karrierechancen sind (Vogel 2009: 215-219). Ein anderes Beispiel sind die vor allem in den Mittelschichten zu verzeichnenden Veränderungen von Partnerschaft in Richtung egalitärerer Formen des Umgangs miteinander, wodurch sich beiden Geschlechtern neue Optionen für Selbstverwirklichung eröffnet haben.⁶ Doch auch solche und andere Chancen eröffnende Irritationen der Lebensführung konfrontieren die Person, entscheidungssoziologisch betrachtet, mit beträchtlichen Entscheidungsproblemen, deren Bewältigung schwierig ist. Das haben Irritationen als Chancen und Irritationen als Probleme gemeinsam.

Diese entscheidungssoziologische Problematik soll im Weiteren vertieft werden. In einem ersten Schritt wird der Planungsimperativ als die hier interessierende konstitutive Komponente des Lebensführungsmodus der Mittelschichten genauer gefasst. Im zweiten Schritt wird unter Rückgriff auf allererste explorative empirische Befunde aus Gruppendiskussionen ausgelotet, was von diesem Planungsimperativ der Mittelschichten heute noch übriggeblieben ist. In einem dritten, noch spekulativeren Schritt wird schließlich die bis jetzt empirisch kaum belegte Vermutung skizziert, dass das Leben der Mittelschichten heutzutage stärker durch ein ad-hoc reagierendes Coping als durch Planung bestimmt sein dürfte.⁷ Wie schon deutlich geworden sein dürfte: Der Beitrag präsentiert keine empirisch abgesicherten Befunde, sondern Illustrationen theoretischer Überlegungen, die zukünftige empirische Forschungen anleiten sollen.

1 Planungsimperativ

⁶ Auch wenn Burkart/Koppetsch (1999) gezeigt haben, dass Teile der Mittelschichten sich hier Illusionen darüber hingeben, wie egalitär sie ihre Partnerschaft wirklich gestalten.

⁷ Die hier vorgestellten Überlegungen stehen im Kontext von Diskussionen, die ich mit Bremer Kolleginnen und Kollegen in den zurückliegenden drei Jahren zum Thema Mittelschichten geführt habe – erste Konzeptionen einer Forschungsagenda finden sich in Groh-Samberg et al. (2014) und Schimank et al. (2014), worauf der vorliegende Beitrag aufbaut. Ich verdanke den Diskussionen mit Sonja Drobnic, Karin Gottschall, Olaf Groh-Samberg, Betina Hollstein, Johannes Huinink, Steffen Mau und Michael Windzio Vieles an den hier zur Diskussion gestellten Ideen. Für Kommentare zum vorliegenden Beitrag danke ich ferner Fabian Gülzau.

Die Mittelschichten sind im Gefüge sozialer Ungleichheiten so situiert, dass sie über eine – wie der Name bereits sagt – mittlere Ausstattung mit ökonomischem und kulturellem Kapital verfügen. Diese Kapitalausstattung hat eine Wahlverwandtschaft mit einer Lebensführung, die sich auf folgendes Kalkül bringen lässt: Man hat soviel Kapital, dass man nicht von der Hand in den Mund leben muss, sondern es mit Gewinnaussichten investieren kann – aber man kann auch durch Nicht-Investieren oder Fehl-Investieren empfindliche Verluste erleiden. Etwas gewinnen, aber auch etwas verlieren zu können: Das hält zum permanenten Investieren an, wie es in der Aufstiegsorientierung der Mittelschichten zum Ausdruck kommt. Alltagssprachlich heißt es: Man soll und will „etwas aus seinem Leben machen“. Doch zu diesem Zweck ist es angeraten, über diese Investitionen in den eigenen Status nachzudenken, um möglichst kluge Entscheidungen zu treffen. (← p. 12)

Hier kommt der kulturell verankerte *Planungsimperativ* der Mittelschichten ins Spiel. Er findet sich bereits in der „methodischen Lebensführung“, die Max Weber (1905) bestimmten protestantischen Sekten attestiert, deren Selbstverständnis und Lebensführung eine entscheidende Rolle bei der Heraufkunft des modernen Kapitalismus als Kern des „okzidentalen Rationalismus“ zukam. Daran anknüpfend lässt sich wiederum zunächst alltagssprachlich als Planungsimperativ festmachen, dass jemand umsichtig mit seinem Leben umgehen soll und will, also eine mindestens mittel-, besser aber längerfristige Lebensplanung macht. So soll man etwa die Studien- und Berufswahl nicht nach „Lust und Laune“ und ohne größeres Nachdenken treffen, sondern auf dem Wege gründlicher Selbstprüfung, Informationsbeschaffung und Alternativenabwägung. Dieser Anspruch grenzt sich davon ab, sein Leben einfach „laufen zu lassen“ und dabei auf gut Glück zu setzen; er grenzt sich auch von der Haltung ab, sich an wichtigen Weggcheiden einfach auf sein „Bauchgefühl“ zu verlassen. Lebensplanung heißt in dieser doppelten Abgrenzung somit erstens, die eigenen Geschicke selbst in die Hand nehmen zu wollen, anstatt Spielball äußerer Kräfte zu sein, und zweitens, diese Selbstgestaltung auf rational überlegte Weise anstatt spontanen Eingebungen folgend vorzunehmen.

Entscheidungssoziologisch lässt sich der Planungsimperativ so verorten, dass damit eine anspruchsvolle Form des Entscheidens angestrebt wird.⁸ Auch Planung vermag

⁸ Für das Folgende ist eine Konzeptualisierung grundlegend, die ich als Quintessenz bisheriger Forschungen zum Entscheidungshandeln – gleichwohl, um welche Art von Entscheidungen es geht – gezogen habe (Schimank 2005): Lässt man einfache

zwar bei weitem nicht dem nur bei einfachen Entscheidungen realisierbaren Ideal perfekter Rationalität des Entscheidens nahezukommen. Doch die Rationalitätsansprüche, die mit Planung verbunden sind, lassen sich am besten durch einen Vergleich mit dem Entscheidungsmodus des Inkrementalismus ermessen. Dann wird erkennbar, dass Planung Irritationen als Probleme möglichst im Vorhinein erkennen, also eine aktive Problemsondierung praktizieren will, anstatt reaktiv Probleme abarbeiten zu müssen. Mehr noch: Planung will bei Irritationen nicht nur potentielle Probleme, sondern auch Chancen ausmachen und ergreifen, wo diese auf der Linie dessen liegen, was man als generelle Richtung der eigenen Lebensentscheidungen einschlagen will. Planung versucht somit ein „mixed scanning“, das inkrementalistisches „muddling through“ (Lindblom 1959) durch Weichenstellungen in Gestalt von „fundamental decisions“ ausrichtet (Etzioni 1967).

Planung bemüht sich ferner um eine sachlich systematischere, zeitlich langfristiger angelegte und sozial auf mehr Stimmen hörende Einschätzung von Irritationen als Inkrementalismus. Die Problemdimensionen sollen umfassender zur Kenntnis genommen werden; vielfältige, auch widersprüchliche Kriterien, denen eine Problembewältigung genügen sollte, sind zu explizieren und zu gewichten; verfügbare Alternativen der Problembewältigung sind in größerer Zahl zu ermitteln und anhand möglichst aller Kriterien sorgfältig im Vergleich miteinander zu bewerten; die sich so als beste herausstellende Alternative ist sodann möglichst unverzüglich in die Tat (**← p.13**) umzusetzen, wobei beständig darauf zu achten ist, ob alles soweit „nach Plan“ verläuft oder korrigiert werden muss.

Es bedarf hier keiner ins Einzelne gehenden empirischen Belege dafür, dass die tatsächliche Lebensführung von Mittelschichtangehörigen immer schon nur in seltenen Fällen von einer einigermaßen durchgängigen Planung in diesem Verständnis geprägt war.⁹ Man muss sich nur vor Augen führen, wie voraussetzungsvoll beispielsweise ein

Entscheidungsprobleme, die optimale Entscheidungen zulassen, beiseite, kann man für schwierige Entscheidungsprobleme drei Schwierigkeitsstufen des Entscheidens unterscheiden, denen drei erreichbare Rationalitätsniveaus des Entscheidens korrespondieren. Die mittlere Schwierigkeitsstufe lässt Inkrementalismus zu, die untere Planung und die obere nur noch sub-inkrementalistische Entscheidungspraktiken, die im Weiteren als Coping noch genauer behandelt werden.

⁹ Siehe nur als gute Veranschaulichung Lothar Galls (1989) Fallstudie der Familie Bassermann, die aus dem Handwerk kommt und über mehrere Generationen bis ins Großbürgertum vorstößt. Entscheidungssoziologisch zeigt Günter Burkart (1994; 1995; 2002) anhand des Kinderkriegens, wie gering das Planungsniveau trotz aller Postulate „geplanter Elternschaft“ auch heute noch ist.

Lebensweg im „alten Mittelstand“ war und erst recht heute ist. Natürlich konnte sich ein Schneidermeister, der eine eigene Schneiderei mit zwei Angestellten betreibt, für den Sohn vornehmen, dass dieser ebenfalls Schneider lernt, seine Meisterprüfung absolviert, zu gegebener Zeit das bis dahin noch etwas gewachsene Geschäft des Vaters übernimmt, die Tochter eines Handwerksmeisters mit einer ordentlichen Mitgift heiratet, so das Geschäft weiter ausbauen kann und selbst wiederum darauf hinarbeitet, dass ein Sohn später das Geschäft weiterführt. Dass eine solche Planung einer intra- und intergenerationalen Statusverbesserung aufgeht, kann aber an vielerlei äußeren Umständen scheitern und setzt zudem eine hochgradige Beharrlichkeit aller Beteiligten voraus. Schlechthin nicht antizipierbare Kontingenzen wie schwere Krankheiten oder unerfüllte Kinderwünsche können ebenso wie absehbare Entwicklungen – z.B. eine Abkehr vieler Kunden von maßgeschneiderter Kleidung hin zu industriell gefertigter Ware – Lebenspläne zur Makulatur machen. Selbst eine Bilderbuchkarriere im Staatsdienst, etwa im Lehrerberuf bis zum Oberstudienrat, ist gegen vieles nicht abgeschottet, was der Betreffende sich nie hätte träumen lassen, im Guten wie im Schlechten. Vielleicht beschäftigt jemand sich als Physiklehrer immer mehr mit den Gefahren der angeblich so sicheren Atomenergie, bringt die eigenen Fachkompetenzen in Bürgerinitiativen ein, gründet etwas später die Grünen mit, kandidiert im Wahlkampf und zieht in den Landtag ein – und muss dann erleben, dass ihm Unterrichten doch mehr liegt als Parlamentsarbeit und zudem seine Ehe am unsteten Leben eines Abgeordneten kaputt geht sowie die eigenen Kinder zur „Generation Praktikum“ werden, also trotz guter Hochschulabschlüsse keine dauerhafte Stelle bekommen.

Ist der Planungsimperativ als Sollens- und Wollens-Vorgabe der Mittelschicht-Lebensführung angesichts solch allfälliger Störungen von Planmäßigkeit womöglich immer schon eine Illusion, also eine Selbsttäuschung, oder nie mehr als eine Ideologie, also eine Vortäuschung falscher Tatsachen gegenüber anderen, gewesen? Für Ersteres spräche u.a., dass verfehlt und nicht mehr erreichbare Lebensziele immer wieder durch ex-post-Rationalisierungen vergessen gemacht und durch tatsächlich Erreichtes substituiert werden.¹⁰ Wer Abteilungsleiter werden wollte, aber zweimal übergangen wurde, verlegt vielleicht seine Ambitionen aufs künstlerische

¹⁰ Dieses „Sich-umfreuen“ ist der vielleicht wichtigste Aspekt dessen, was Pierre Bourdieu (1986) als „biographische Illusion“ bezeichnet.

Fotografieren und glaubt irgendwann daran, dass es das ist, was ihm mehr als alles andere im Leben bedeutet, und dass es ein Fehler war, solange auf einen sowieso (← p. 14) bloß „spießigen“ beruflichen Aufstieg fixiert gewesen zu sein. Dass der Planungsimperativ ferner auch etwas Ideologisches haben kann, zeigt sich insbesondere daran, dass er den Mittelschichten auch dazu dient, sich gegenüber den Unterschichten zu distinguieren, die aus Sicht der Mittelschichten keine „solide“ Lebensplanung betreiben, denen vielmehr ein Spektrum von „blindem Aktionismus“ bis zum fatalistischen Die-Hände-in-den-Schoß-legen zugesprochen wird.

Illusion und Ideologie sind also oft mit im Spiel; aber dennoch erschöpft sich der Planungsimperativ darin nicht, sondern muss als Selbstanspruch der Mittelschichten ernstgenommen werden. Er wirkt, genauer besehen, erstens als Vermeidungsimperativ und zweitens als sich selbst erfüllende Prophezeiung. Der Planungsimperativ hält, gerade in seiner Übertreibung, dazu an, sich – was auch immer einem widerfahren mag – nicht fatalistisch treiben zu lassen, sondern noch in größter Hilflosigkeit auf eigene Gestaltungskraft zu setzen. Dieses Sich-nicht-aufgeben stellt das Minimum dessen dar, was der Planungsimperativ als Selbstanspruch bewirken kann. Anders gesehen liegt in solchen Situationen die größte Kontrafaktizität des Planungsimperativs vor. Selbst dann, erst recht aber in Lebenssituationen, die durch eine geringere Diskrepanz von Faktizität und Planung gekennzeichnet sind, bewirkt das stete Planungsbestreben oft eine verbesserte Planbarkeit des Lebens. Aufwand und Ertrag dieser sich zumindest ein Stück weit selbst erfüllenden Prophezeiung mögen weit auseinandergehen, ein anstrengendes Sich-Bemühen mag nur eine kleine Verbesserung der Erfolgsvoraussetzungen herbeiführen: Der Sollens- und Wollensanspruch sorgt dafür, dass man sich dennoch nicht die Frage stellt, ob sich die ganze Anstrengung lohnt.

Wenn Horst Kern (2005: 35) seine Erfahrungen als Rektor einer großen Universität mit dem Steuern eines Segelboots vergleicht, kann man das ebenso gut als Umschreibung dessen lesen, was den Planungsimperativ der Mittelschichten, realistisch gesehen, ausmacht: „Der Steuermann steckt den Kurs ab, ... aber die Mannschaft erweist sich als widerspenstig. Man plant mit Blick auf die Umgebung, Landschaft und Wetterlage. Doch überraschend und unvorhersehbar verändern sich die Bedingungen. ... Schnell muss die Strategie auf die neuen Verhältnisse eingestellt werden: Segel wechseln oder reffen, Kurs anpassen, abwettern. In der Regel „... kann das Boot doch noch

ans Ziel, vielleicht auch nur in einen sicheren Hafen gebracht werden.“ Letzteres heißt ja zumeist, dass man sich nach dem Unwetter wieder in Richtung Ziel auf den Weg macht. „Kurs anpassen“, sich vorerst „in einen sicheren Hafen“ retten: Dergleichen kommt immer wieder vor, hält aber nicht davon ab, irgendwann „doch noch ans Ziel“ kommen zu wollen. Am Ziel hält man also fest, und schon gar nicht käme in Frage, sich ganz ohne Ziel aufs Meer hinaus zu begeben.

2 Planung?

Das “Golden Age” (Hobsbawm 1994) der entwickelten westlichen Länder zwischen den frühen 1950er Jahren und der Mitte der 1970er Jahre war eine gute Zeit für den Planungsimperativ der Mittelschichten – so gut, dass die Planmäßigkeit vieler Lebensläufe auf Seiten der Kinder Affekte der Langeweile mit dem Konformismus ihrer Eltern hervorrief, was dann (← p. 15) in die „Gegenkulturen“ der späten 1960er Jahren mündete. Ein beständiges und starkes Wirtschaftswachstum bedeutete für die meisten Mittelschichtangehörigen einen sicheren Arbeitsplatz, gute Karrierechancen und ein steigendes Einkommen; dies wurde durch einen expandierenden Wohlfahrtsstaat flankiert, der aus wachsenden Steuereinnahmen finanziert werden konnte (Kaelble 2007; Hilpert 2012). Ein steigender Lebensstandard für einen selbst und die Erwartung, dass es den eigenen Kindern noch besser gehen werde: Das wurde das Anspruchsniveau – nicht erst! - der Mittelschichten.

Das änderte sich, als der „kurze Traum immerwährender Prosperität“ (Lutz 1984) Mitte der 1970er Jahre jäh endete. Seitdem ist die Wirtschaft wieder instabil geworden. Selbst in kurzen Phasen stärkeren Wachstums profitierten nicht alle, und nicht alle erholten sich von den schwierigen Zeiten davor. Größer werdende Bevölkerungsgruppen fühlen sich seitdem nicht länger sicher; und mit einer gewissen Verzögerung haben zwar nicht alle, aber doch etliche Mittelschichtangehörige ihre Verletzbarkeit gespürt (Lengfeld/Hirschle 2009; Burzan et al. 2014: 50-99). Richard Sennett (1998: 15-31) spricht vom „corrosion of character“, was er am Vergleich von Enrico und Rico festmacht – Vater und Sohn. Der Vater war kein Angehöriger der Mittelschichten, legte jedoch ein Aufstiegsstreben an den Tag, von dem sein Sohn profitierte. Wie es nicht nur in Deutschland heißt: „Die Kinder sollen es besser haben.“ Sennett (1998: 15/16) notiert: „What had struck me about Enrico and his generation was how linear time was in their lives ... He carved out a clear story for himself ...“ Es ging berechenbar nicht

nur vorwärts, sondern aufwärts – und nicht nur für einen selbst, sondern vor allem für den eigenen Sohn. Rico arbeitet nun als Business Consultant, verdient viel mehr Geld als sein Vater. Aber um den Preis: „Today, a young American with at least two years of college can expect to change jobs at least eleven times in the course of working, and change his or her skill base at least three times during those forty years of labor.” (Sennett 1998: 22). Sennett (1998: 22) bringt dies auf das Motto. „No long term.“ Vielmehr lebt Rico seinen Kindern “drift” (Sennett 1998: 30) vor: das nicht planbar gewordene Leben eines „flexiblen Menschen“.¹¹

Was Sennett mit dieser pointierten Gegenüberstellung suggestiv in den Raum stellt, soll nun empirischen Daten aus zwei Gruppendiskussionen vertieft werden, die im November 2013 mit Bremer Mittelschichtangehörigen durchgeführt wurden.¹² (← p. 16) Neben konkreteren Themen wie Arbeit oder Partnerschaft wurde in beiden Diskussionen auch die Frage aufgeworfen, wie gut sich das Leben planen lässt und ob man in seinem Leben einem Plan folgt. Die Diskussionspassagen, die auf diese Frage folgen, werden im Folgenden – ohne dass die Analyse hier sehr in die Tiefe gehen kann – in Richtung eines Typenspektrums dessen ausgewertet, was der Planungsimperativ diesen Mittelschichtangehörigen beim Nachdenken über ihre eigene Lebensführung bedeutet. Dabei lassen sich fünf induktiv aus dem Material gewonnene Typen unterscheiden.

1. „Nach Plan“

Den einen Pol repräsentieren zwei ältere Personen, deren Leben im Großen und Ganzen – wie man so sagt – „nach Plan“ gelaufen ist. Sie schreiben sich selbst also zu, dem Planungsimperativ relativ nahe gekommen zu sein. G1 sagt über sich:

¹¹ So der treffende Titel der deutschen Übersetzung.

¹² Die Diskussionen mit jeweils sieben bzw. acht Teilnehmerinnen wurden von den bereits genannten Bremer Soziologinnen als Vorstudien zu einem geplanten Forschungsvorhaben durchgeführt; Moderatoren waren bei der einen Diskussion Olaf Groh-Samberg, bei der anderen Karin Gottschall. Die Teilnehmerinnen wurden durch persönliche Ansprache über Bekannte der Forscher und ihrer Mitarbeiterinnen sowie auch über an verschiedenen Orten ausgelegte Flyer dafür gewonnen, über „Neue Chancen – neue Risiken? Herausforderungen des beruflichen und privaten Alltags“ miteinander zu sprechen. Einige Teilnehmer kannten einander, die meisten waren einander aber unbekannt. Wörtliche Zitate von Diskussionsteilnehmern werden wie folgt zitiert: „A2: 844-846“. Dabei steht „A2“ für die Person A in der zweiten Gruppendiskussion, „844-846“ gibt die zitierten Zeilen der Transkription an.

„Ich hatte eine gewisse Vorstellung meines Lebens. Sprich, ja, gutbürgerlich groß geworden. Also, die eigene Vorstellung auch, Familie und auch eben Selbständigkeit. Und das Ziel hab ich auch verfolgt, ist mir auch gelungen.“ (G1: 956-958)

Eine Lebensplanung lag für ihn gleichsam als Blaupause bereit, vorgezeichnet durch sein Herkunftsmilieu. Kurz danach bekräftigt er:

„Aber im Großen und Ganzen kann ich sagen, da hab ich eigentlich immer so'n bisschen, ja, diese Lebensplanung vor Augen gehabt und auch versucht zu leben, glaub ich.“ (G1: 968-969)

Freilich berichtet er an anderer Stelle ausführlich darüber, dass er nach zwanzig Jahren Selbständigkeit zum Workaholic geworden war und seine Frau ihm mit Trennung drohte, wenn er den eigenen Betrieb nicht zumache und eine geregeltere Arbeit annehme. Diese Zäsur war sicher nicht geplant; er stuft sie aber offensichtlich nicht als ein dramatisches Scheitern des bis dahin verfolgten Lebensplans ein, ebenso wenig wie andere Entscheidungen, bei denen er „... auf die Nase gefallen ...“ (G1: 961) ist. Über ein anderes Lebensereignis sagt er:

„Das war sicherlich ein Abzweig, den ich nicht geplant hatte so, ne. Was aber im Gesamten, in der gesamten Lebensplanung, nur eine untergeordnete Rolle spielte. Dass letztlich so dieses Gesamtbild, was ich so hatte oder so, hab ich ja beibehalten, ne.“ (G1: 993-996)

G1 kommt hier dem erwähnten „mixed scanning“ sehr nahe, wenn er ein längerfristig angelegtes „Gesamtbild“ anspricht, in das sich dann spezifischere und kurzfristigere Lebensentscheidungen fügen. Er erkennt aber, dass die gesellschaftlichen Voraussetzungen (**← p. 17**) dieser relativen Planbarkeit des Lebens inzwischen nicht mehr gegeben sind, wenn er für „die nächste Generation“ feststellt:

„Die ist ja schon mit ner ganz anderen Bedingung groß geworden. Da ging das dann ja schon ganz anders zur Sache, was die Wirtschaft anging, die Bildung und solche Dinge. Und da muss man dann sehen, dass das schon ganz andere Ansätze sind, auch für ne Lebensplanung.“ (G1: 1005-1008)

An anderer Stelle konkretisiert er diese Einschätzung durch eine Schilderung der Situation seiner drei Kinder, die, „... auch wenn sie gut bezahlte Jobs haben, immer nur eine prekäre Lage haben irgendwie ...“ (G1: 103/104)

E2 ist eine bereits pensionierte Lehrerin, die sich in der Diskussion offensichtlich herausgefordert fühlt, sich für ihr ebenfalls „nach Plan“ gelaufenes Leben zu rechtfertigen, indem sie darauf hinweist, dass sie dennoch im Berufsalltag ständig mit Neuem

konfrontiert worden sei – was sie allerdings nicht als Belastung, sondern als Bereicherung empfand:

„Also, wenn man so hört, man ist Lehrer gewesen, ja dann denkt man ja Puh, Sicherheit, immer alles alles geradlinig gelaufen. Aber in der Schule läuft das alles gar nicht geradlinig und man muss sich ständig anpassen an irgendwelche neuen Dinge, an andere Schüler, an andere Klassen und Schwierigkeiten und so weiter. Also das ist so ein Gegensatz, also auf der einen Seite hat man natürlich als Beamter sein Einkommen, ist klar, aber trotzdem muss man täglich, ständig sich wieder auf Neues einstellen, und genau das fand ich aber das Tolle.“ (E2: 1495-1500)

Sie veranschlagt hier die Tatsache, dass man „als Beamter sein Einkommen“ hat, als Voraussetzung biographischer Planungssicherheit nur sehr gering, und übergeht so den Unterschied zwischen den Flexibilitätserfordernissen ihres Arbeitsvollzugs und den inzwischen den Jüngeren abverlangten Flexibilitäten, die viel existentiellerer Natur sind. An einer früheren Gesprächsstelle verweist sie darauf, dass ihre Arbeitsmarktsituation beim Berufseinstieg Ende der 1970er Jahre auch alles andere als rosig gewesen sei:

„Nur weil ich bestimmte Fächer hatte, hab ich das Glück gehabt, sofort ne Beamtenstelle zu kriegen. Das waren ganz viele, man weiß es ja noch, Taxifahrer wurden die Lehrer alle. Also das war damals schon auch ne Zeit, die war nicht so, das war keine Sicherheit.“ (E2: 620-624)

Der an die Jüngeren gerichtete Subtext ist deutlich: Sie sollen sich nicht so anstellen, Lebensplanung konnte auch damals scheitern¹³ und war noch nie einfach, man (**← p. 18**) muss sich eben anstrengen und kann dann sogar Spaß daran finden! Eine gewisse Heroisierung des Umgangs mit dem Nicht-Planbaren gehörte als immanenter Kontrapunkt schon immer zum Planungsimperativ dazu – aber eben, wie bei E2, ex post als erfolgreich oder mit Glück durchstandene Ausnahmesituation und als willkommene Abwechslung im Rahmen einer planmäßig verlaufenden Lebensführung.

2. Mehr Planbarkeit

¹³ An dieser Stelle könnte man noch F1 einfügen: eine Rentnerin, die in beruflicher Hinsicht durchaus einen Plan für sich hatte, der aber nie zum Zuge kam, weil die dafür erforderlichen äußeren Umstände sich nicht ergaben, obwohl es anfangs ganz gut ausgesehen hatte. Planungsfehler können immer passieren, auch wenn Planbarkeit prinzipiell gegeben ist. F1 resümiert: „... ich kann schon verstehen, jemand, der also, der, der Träume hat, und das möchte ich, und dafür hab ich studiert und da möchte ich hinkommen. Ich kann das verstehen. Ich kann das verstehen, dass Menschen das möchten, aber ist halt anders gelaufen. (3 Sekunden Pause)“ (F1: 940-942) Dies ist die Kehrseite des Planungsimperativs: Man kann scheitern und damit lange, manchmal ein Leben lang hadern.

Eine Haltung wie die gerade geschilderte von E2 können jene, die am anderen Extrem des Typenspektrums stehen, nur als provozierende Verständnislosigkeit für ihre Situation einordnen. Dies sind diejenigen, die den Planungsimperativ, und zwar bereits für einen mittleren Zeithorizont, von Langfristplanung gar nicht zu reden, als heutzutage völlig unrealistisch zurückweisen. G2 ist eine jüngere Akademikerin, die „... jetzt in der Wissenschaftskommunikation tätig ...“ ist, „... also momentan zwischen zwei Stellen.“ (G2: 32-33) Die wiederholte Betonung „jetzt“ und „momentan“ besagt, andersherum gelesen: Gestern hat sie anderswo etwas anderes gemacht, und morgen wird es wieder etwas anderes anderswo sein. Das – „meine Brüche im Lebenslauf“ (G2: 1319-1320) - wird dann auch ausführlich in der Diskussion geschildert. G2 resümiert zur Frage nach der Lebensplanung: „Und ich würd mich, glaub ich, freuen, dass mein Planungshorizont mal länger als zwei Jahre ist, also, das ist so.“ Durch eine etwas ungläubige Nachfrage – wohl wegen der bescheidenen zwei Jahre – unterbrochen, setzt sie dann fort:

„Ja, ja. Mal zu wissen, dass ich irgendwie mal länger irgendwo bleibe und, also ich hab glaub ich schon in acht Städten gewohnt, also das ist, ich bin jetzt an so nem Punkt, wo, also ich kenne viele Leute, die haben das anders gemacht, wo ich aber, vielleicht ist es aber auch, wenn ich dann in dem, in der Situation bin, vielleicht ist es dann, es ist dann auch nicht das für mich, aber ich hatte auch noch nicht die Möglichkeit, das auszuprobieren, das ist halt so diese Flexibilität, schön und gut, aber wenn man nicht die Wahl hat. Das ist nicht, das ist kein Spaß an der Flexibilität.“ (G2: 1506-1518)

Hier wird unmissverständlich mehr Planbarkeit herbeigesehnt, ohne dass das für die Betreffende in Aussicht steht.

Ähnlich sieht es bei A1 aus, einem jüngeren, befristet beschäftigten Wissenschaftler:

„In meinem Bekanntenkreis ist es eher so, und mich einschließend, dass, also das heißt die Leute, die also in meinem Alter sind, dass wir gar nicht so langfristige Ziele haben. Ja, also wir haben, also man muss auch dazu sagen, wir haben gar nicht alles in der Hand. Ich hab nicht in der Hand, in Firma XY eingestellt zu werden, obwohl ich's gerne will, ja. ... also insofern sind wir sehr, sehr, sehr flexibel. Das heißt, falls wir da eingestellt werden, dann können wir uns vorstellen, weiter zu planen und sind auch dann bereit, auch Leistung zu erbringen. Aber, und so geht das dann halt uns allen. Und deshalb, man hat auch nicht mehr diese klassische Biografie, wie, ich geh in eine Firma und bleib da 30 Jahre lang. Das ham wir halt aber nicht ...“ (A1: 973-981) (**← p. 19**)

Das dreifache „sehr“ unterstreicht die Last, die diese auferlegte Flexibilität bedeutet. Dass A1 seine Bereitschaft zur Lebensplanung, typisch mittelschichtgeprägt mit beruflicher Leistung verknüpft, daran bindet, dass man ihm zunächst berufliche

Planungssicherheit geben müsse, zeigt: Er hält am Wollens- und Sollensanspruch des Planungsimperativs fest und fühlt sich gewissermaßen von der Gesellschaft betrogen, die ihm unmöglich macht, was sie gleichzeitig von ihm verlangt und was er auch zu geben bereit ist; er sieht sich nur nicht in der Lage dazu.

3. *Reduzierte Planungsansprüche*

Neben einem Leben „nach Plan“ auf der einen und ersehnter mehr Planbarkeit auf der anderen Seite finden sich in den beiden Gruppendiskussionen drei weitere Typen, die auf die eine oder andere Weise dazwischen liegende Positionen einnehmen. Noch relativ in der Nähe zu einem Leben „nach Plan“ bewegen sich diejenigen, die deutlich reduzierte Planungsansprüche aufrechterhalten. D1, ein älterer, schon fast pensionierter Beamter, sieht für sich sozusagen Lebensabschnittspläne:

„Ich hab immer Pläne gehabt, aber ich hab nicht einen Plan gehabt, als ich als Schüler die Schule verlassen habe bis heute, den ich realisiert hätte, sondern ich habe, sozusagen, wie soll ich sagen, immer irgendwelche Entwicklungsstadien gehabt, wo es ne Neuorientierung gab, wo es dann, wo ich vielleicht ne Entscheidung getroffen habe, jetzt etwas anderes zu machen, etwas Neues zu machen, neue Ziele zu haben und die zu verfolgen. Also insofern würde ich von mir behaupten, ich hatte immer irgendwie ne Perspektive, was ich machen wollte, aber es ist nicht eine durchgängige gewesen ...“ (D1: 917-923)

Hier wird vor allem betont, dass der zeitliche Planungshorizont so reduziert wurde, dass er überschaubar blieb. Mit gemeint oder faktisch inbegriffen könnten dabei auch Komplexitätsreduktionen in sachlicher oder sozialer Hinsicht sein - also etwa die Fokussierung von Planungsbemühungen auf bestimmte Lebensbereiche und Probleme, während alles andere mehr oder weniger laufen gelassen wird, oder die Konzentration darauf, dass man mit wenigen Gegenübern, seien es Personen oder Organisationen, abgestimmte Planungen hinkriegt, während man sich an die meisten anderen nur kurzfristig anzupassen versucht.

D2 ist ein jüngerer Angestellter bei einem Großunternehmen, Vater von drei Kindern, der auf die später noch vorgestellte Einlassung von A2, dass man keine Lebensplanung betreiben könne, was aber auch gar nicht so schlimm sei, so reagiert:

„Also ich hab andere Erfahrungswerte gesammelt. Mit meiner beruflichen Karriere zumindest. Ich hab mir immer frühzeitig überlegt, damals im Controlling, ich möchte lieber was anderes machen, was möchte ich eigentlich machen, und hab dann auf dieses Ziel hingearbeitet. ... das mach ich für mich alle drei, vier Jahre, wo ich dann überlege, wo steh ich eigentlich und wo möchtest du hin ... und dann muss man gucken, wo man

nun wirklich nachher im Endeffekt landet, aber diesen roten Faden, den ich für mich eigentlich frühzeitig alle drei, vier Jahre mir pla-, mir auflege, den brauch ich schon einfach, um zu, damit damit ich weiß, warum mach ich einfach gewisse Aktionen ...“ (D2: 1446-1455) (← p. 20)

Auch bei ihm wird nur noch ein mittelfristiger Zeithorizont zur Planungsgrundlage gemacht; und in sachlicher Hinsicht wird ebenfalls keine Detailplanung betrieben: „... aber die Richtung sollte schon grob klar sein.“ (D2: 1459). In sozialer Hinsicht schließlich fällt auf, dass er beruflich, vom erwähnten Controlling her kommend, mittlerweile „... ne Weiterbildung zum Mediator ...“ (D2: 1456) macht. Ein Controller kennt seine Beurteilungsmaßstäbe und hält sie gerade dann stur aufrecht, wenn andere sie bezweifeln - meistens deshalb, weil sie ihnen nicht gerecht werden. Ein Mediator hingegen hat gar keine eigenen Maßstäbe, bringt sie jedenfalls nicht ein, sondern moderiert nur die Auseinandersetzungen, die andere über Maßstäbe und darauf gründende Ansprüche miteinander führen. Auch in dieser beruflichen Umorientierung drückt sich eine Rücknahme von Gewissheitsansprüchen, wie sie mit Planung verbunden sind, aus. D2 betont freilich trotz dieser Anspruchsreduktionen: „Und das sehe ich für mich als Plan ...“ (D2: 1458) Zumindest zur Worthülse muss er sich offenbar weiterhin bekennen.

4. Insulares Planungsbemühen

Als eine spezielle Form reduzierter Planungsansprüche findet sich ein Typus, der sich an einem insularen Planungsbemühen festhält. C1, freiberufliche Journalistin und Yogalehrerin, sagt über sich:

„Ich brauche immer einen Traum oder ein, ein Ziel. Und deswegen hab ich auch immer einen Plan. Allein deswegen, weil ich so oft in Situationen war, wo ich dachte, okay, jetzt geht's nicht weiter. ... viele Sachen ändern sich schnell in meinem Leben, und ich hätte vor zwei Jahren nicht gewusst, dass ich jetzt hier in Bremen bin, und ich weiß auch nicht, wo ich nächstes Jahr bin. Deswegen brauch ich halt immer so en Ziel, also z.B. guck ich jetzt schon nach Wohnungen in Köln, obwohl ich erst im April da hinziehen möchte, und dann muss ich selber über mich lachen.“ (C1: 945-952)

C1 stellt sich einen Plan auf, um zumindest das an ihrem Leben, was sie selbst hinreichend beeinflussen kann, in geordnete Bahnen zu lenken. Sie plant dort, wo Planbarkeit gegeben ist; alles andere lässt sie auf sich zukommen. Dabei ist ihr bewusst, dass die Inseln der Planbarkeit womöglich den kleineren Teil ihres Lebens ausmachen, und dass vor allem die meisten prägenden Determinanten jenseits ihrer Gestaltungsmöglichkeiten liegen. Sie kümmert sich, pointiert gesagt, nicht um die Sachverhalte, die sie

sowieso nicht planen kann, sondern bringt eingeübte Planungspraktiken zum Einsatz, auch wenn sie auf gar keine drängenden Irritationen angewandt werden; das verschafft zumindest das gute Gefühl, dem Planungsimperativ nachzukommen.¹⁴ Auf die Frage, wie sie sich ein gutes Leben vorstellt, antwortet sie:

„... ich guck vielleicht minimal in die Zukunft und stell mir einfach vor, dass ich Basics habe, ne schöne Wohnung und irgendwie in ner Stadt, die ich mag. Und mehr erstmal nicht ... (C1: 1210-1213) (← p. 21)

Selbst die Erfüllung dieser bescheidenen Wünsche hat sie nur begrenzt in der Hand. Sie hat zwar nun geplant, nach Köln umzuziehen, weil sie dort mehr Kontakte hat und die Stadt ihr besser gefällt als Bremen. Doch falls es dort beruflich nicht weitergehen sollte, muss sie gegebenenfalls auch wieder anderswo hinziehen, obwohl sie lieber in Köln bliebe. Und auch eine Wohnung, in der sie sich wohlfühlt, ist vor allem eine Geldfrage. Ob sich somit ihre ohnehin sehr begrenzten Pläne umsetzen lassen und – wenn ja - ob davon Ausstrahlungseffekte auf andere Lebensumstände ergeben, ist alles andere als sicher.

5. *Lakonischer Planungsverzicht*

Bevor irgendeiner der bisher dargestellten Typen sich äußert, reagiert in der Gruppendiskussion, an der er teilnimmt, der bereits angesprochene A2 spontan als erster auf die Frage nach Lebensplanung. Seine schnelle Antwort: „Ich denke, großartig planen kann man nichts.“ (A2: 1433) Als außer einem „Hm“ der Moderatorin so schnell keine Reaktion auf diese pauschale Negation von Planungsansprüchen kommt, erläutert er: „Man kommt von einer Situation zur anderen und muss Lösungen finden.“ (A2: 1437) Noch immer reagiert kein anderer, so dass sich A2 zu weiteren Erklärungen genötigt sieht:

„Also so hab ich das in meinem bis jetzigen Leben immer kennen gelernt. Also ich saß nie auf der Schulbank und dachte so, das mache ich jetzt und dann so wird es enden, das passiert nicht. Das kommt immer was anderes und darauf muss man dann, in die Richtung weiter machen. Jedenfalls ist meine Erfahrung.“ (A2: 1441-1444)

A2 gehört zu den Jüngeren, hat aber wie D2 bereits drei Kinder und ist beim selben Großunternehmen beschäftigt. Sein lakonischer Planungsverzicht wurde, nach der zitierten Zurückweisung durch D2, von keinem anderen Teilnehmer an der

¹⁴ Sie praktiziert damit eine der Komponenten von „garbage can decision-making“: Problemlösungen, die zur Hand sind, suchen sich gleichsam Probleme, die oftmals eigentlich gar keine sind (Cohen et al. 1972; March 1994: 198-206).

Gruppendiskussion mehr kommentiert. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, dass hier jemand ein den anderen peinliches Statement abgegeben hat, über das man nach einer pflichtschuldigen Gegendarstellung gern den Mantel des Schweigens hüllt. Dazu passt, dass A2 selbst, der sich zuvor häufiger zu Wort gemeldet hatte, fortan nichts mehr sagt. Vielleicht ist ihm durch die Reaktion der anderen klar geworden, dass er an einem tragenden Pfeiler des Selbstverständnisses der Mittelschichten gerüttelt hat. Seine Botschaft, auf den Punkt gebracht, lautet ja: Lebensplanung ist unmöglich, aber auch unnötig. Zur Peinlichkeit dieser Äußerung trägt sicher bei, dass A2 nicht nur – was sozusagen schlimm genug wäre – für sich selbst spricht, sondern Erziehungsbevollmächtigter von drei Mittelschicht-Kindern ist: ein denkbar schlechtes Vorbild! Hoffentlich kann seine Frau diesbezüglich gegenhalten!

Der lakonische Planungsverzicht stellt somit wohl ein den Realitäten Rechnung tragendes, aber – weil der Planungsimperativ nach wie vor gilt – anstößiges Reaktionsmuster auf Irritationen der Lebensführung dar. Wie anstößig die Missachtung des Planungsimperativs aus Sicht von Mittelschichtangehörigen ist, geht aus einer Äußerung von F2 hervor. Er reagiert darauf, dass G2 – wie zitiert – keinen „Spaß an der Flexibilität“ hat, wie folgt: (**← p. 22**)

„Gut, das bringt aber auch die Familie mit sich, dass auch die Notwendigkeit besteht. Man kann ja auch Kinder nicht so nomadenhaft hinter sich herziehen.“ (F2: 1522-1523)

Für dieses Statement, das ein Minimum an Planungssicherheit – wenn schon nicht für einen selbst, dann doch um der Kinder willen – moralisch reklamiert, erhält er die Zustimmung mehrerer anderer. Auch wenn die Lebensverhältnisse dieses Minimum nicht bieten, gilt ein Festhalten an Planung als Pflicht und Schuldigkeit – was auch immer dabei herauskommen mag.

Insgesamt zeigt diese Empirie, für die – das sei nochmals betont – bislang keinerlei Repräsentativität beansprucht werden kann, eine beträchtliche Bandbreite von Haltungen zur Planung des eigenen Lebens auf. Es gibt noch diejenigen, die den traditionellen Planungsimperativ der Mittelschichten für sich hochhalten und ein Leben „nach Plan“ führen; dass dies bei den untersuchten Fällen nur zwei Ältere erfolgreich getan haben, könnte darauf hindeuten, dass die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte gerade die Jüngeren mit immer mehr und immer stärkeren Irritationen

konfrontiert haben.¹⁵ Dies müsste aber an einer größeren Zahl von Fällen aus unterschiedlichen Fraktionen der Mittelschichten weiter geprüft werden. Die Mehrzahl der hier betrachteten Fälle macht demgegenüber beträchtliche faktische Abstriche beim Planungsimperativ, wobei ihn als Wollens- und vor allem Sollensvorgabe nur derjenige völlig zurückweist, der für sich einen lakonischen Planungsverzicht erklärt. Das klar erkannte Problem aller anderen ist das mangelnde Planen-Können angesichts von Irritationen, die immer wieder den Zwang zur „Flexibilität“ hervorbringen. Auf diese zunehmende Unmöglichkeit, noch planen zu können, wird mit dem Herbeisehnen von mehr Planbarkeit, mit stark reduzierten Planungsansprüchen oder mit Planungsinself reagiert. Diese drei Typen gestehen sich selbst im Grunde nicht ein, dass sie dem Planungsimperativ kaum noch gerecht werden können und – so die nun noch zu erläuternde Vermutung – längst eine ganz andere Art der Lebensführung praktizieren: sub-inkrementalistisches Coping.

3 Coping

Wie Mittelschichtangehörige mit spezifischen Irritationen sowie mit der aus deren Verdichtung zu einem Syndrom multipler Irritationen hervorgehenden generellen Meta-Irritation ihres Planungsimperativs umgehen: Zu dieser Frage gibt es bislang nur wenige verstreute erste Hinweise in der einschlägigen Forschung. Aus der Beschäftigung der empirischen Entscheidungsforschung mit zumeist ganz anderen hochgradig schwierigen Problemsituationen lassen sich allerdings Vermutungen darüber herleiten, welche Praktiken der Irritationsbewältigung Mittelschichtangehörigen prinzipiell verfügbar sind.

Die Determinanten und Manifestationen des Schwierigkeitsgrads von Problemen sind wohlbekannt. Es geht erstens sachlich um die Vielfalt zu berücksichtigender Wirkungszusammenhänge, die ein Problem wie etwa eine Studienfachentscheidung (**← p. 23**) ausmachen, sowie um das unvollständige und dennoch womöglich die Akteure „erschlagende“, von ihnen nicht mehr verarbeitbare Wissen über diese Kausalitäten, sozial um die Interdependenzen zwischen den in das Problem involvierten Akteuren, insbesondere um wechselseitige Erwartungsunsicherheiten und Konflikte untereinander,

¹⁵ Wohinter sich im Einzelnen die einleitend stichwortartig genannten Phänomene verbergen, die fast alle in den anderen Passagen der Gruppendiskussionen zur Sprache kommen.

sowie zeitlich um Zeitknappheit angesichts von Problemen, die sich bei Nichtstun zuspitzen (Schimank 2005: 121-171). Zweitens ist ein Problem umso schwieriger, je weniger Stellschrauben der Problembearbeitung - z.B. Befugnisse, räumlicher Zugriff oder „window of opportunity“ - in Reichweite der Entscheider sind (Scharpf 1977) und über je geringere Ressourcen der Problembearbeitung, insbesondere Geld, sie verfügen. Drittens können auch Beobachter der Problembearbeitung zu den Schwierigkeiten beitragen, denen sich Akteure gegenübersehen - insbesondere durch Besserwisseri in Gestalt propagierter Patentrezepte, auf deren Nutzung gepocht wird, durch eine enge Überwachung, die „brauchbare Illegalität“ (Luhmann 1964: 304-314) erschwert, und durch das Insistieren auf ambitionierten Planungsansprüchen. Viertens schließlich stellen sich Entscheidungsprobleme in dem Maße als schwierig dar, wie die Entscheider nicht auf sie vorbereitet sind – etwa keine früheren Erfahrungen mit ihnen haben - und durch sie überrascht werden.

Verschiedene Entscheidungsprobleme stellen unterschiedliche Mixturen dieser Schwierigkeitsdimensionen dar. Auch die Irritationen der Mittelschichten weisen je für sich genommen sehr unterschiedliche Schwierigkeitsprofile auf; und die Zusammensetzung des Syndroms multipler Irritationen unterscheidet sich ebenfalls vom einen zum anderen Mittelschichtangehörigen. Gemeinsam ist jedoch das unterliegende Entscheidungsparadox: Sich häufende und sich zuspitzende Irritationen verlangen einerseits von der Sache her weitreichende, den Problemen an die Wurzel gehende Bewältigungspraktiken anstelle eines bloßen Kurierens von Symptomen, also anspruchsvolle Planung; doch andererseits bringen sich häufende und sich zuspitzende Irritationen einen dermaßen hohen Schwierigkeitsgrad der Irritationsbewältigung hervor, dass deren Rationalitätsniveau zwangsläufig nur noch sehr gering sein kann. Anders gesagt: Der Schwierigkeitsgrad begrenzt die erreichbare Rationalität, und Planung wird gerade dann unmöglich, wenn sie dringend erforderlich wäre.

Dieses Entscheidungsparadox martert wohl viele Mittelschichtangehörige heute, weshalb sich die allermeisten von ihnen – wie auch die angesprochenen empirischen Fälle zeigen – kontrafaktisch so lange wie möglich an den Planungsimperativ klammern. Je stärker die Irritationen sind und je kritischere Punkte der Lebensführung sie betreffen, desto mehr unterliegen Mittelschichtangehörige der Fremd- und Selbsterwartung einer möglichst planvollen Bewältigung der Irritationen. Der Planungsimperativ wird gleichsam als „reflexiver Mechanismus“ (Luhmann 1966) auf sich selbst angewandt: Sobald

Lebensplanung nachhaltig ins Stolpern gerät, soll sozusagen „Plan B“ exekutiert werden, der dafür sorgt, dass die Lebensplanung wieder Tritt fasst. Mittelschichtangehörige gehen davon aus, dass planvolle Irritationsbewältigung ein erstrebenswerter und verantwortungsbewusster Modus der Wiederherstellung eigener Lebensplanung ist und alles andere als illegitim angesehen würde.¹⁶ Mittelschichtangehörige schreiben sich demgegenüber zunächst einmal eine planvolle (**← p. 24**) Irritationsbewältigung auf die Fahne, als deren Ergebnis ein nachhaltiges Neuarrangement des betreffenden Aspekts der Lebensführung implementiert werden soll, das die Irritation möglichst vollständig aus der Welt schafft.

Wenn jemand z.B. von seinem Arbeitgeber für mehrere Jahre ins Ausland versetzt wird, was beruflich im Falle der Bewährung dort durchaus zu einem Karrieresprung werden kann, aber in einer Familienkonstellation mit einer ebenfalls die eigene Berufskarriere verfolgenden Ehefrau und schulpflichtigen Kindern eine starke Irritation im Sinne einer grundlegenden Störung mühsam austarierter Arrangements von Beruf, Partnerschaft und Bildungslaufbahn der Kinder darstellt, müsste eine planvolle Bewältigung dieser Irritation entsprechende Informationsbeschaffung u.a. über Berufsmöglichkeiten der Frau und schulische Angebote für die Kinder im betreffenden Land, Verhandlungen – etwa mit dem Arbeitgeber der Frau über deren Beurlaubung mit Rückkehrgarantie – und gemeinsame Abwägungen und Aushandlungen innerhalb der Familie beinhalten. Oder wenn jemand erfährt, dass eine einsetzende chronische Krankheit seine körperliche Funktionstüchtigkeit im Beruf längerfristig erheblich reduzieren und zugleich erhöhte finanzielle Aufwendungen für Pflege und Alter nach sich ziehen wird, liefe ein planvoller Umgang mit dieser Irritation auf eine konzertierte – und wiederum in der Partnerschaft abgestimmte - Umgestaltung mindestens der beruflichen Karriereplanung, der sozialpolitischen Absicherung, der Vermögensbildung und der Sorge für den eigenen Körper, etwa durch entsprechendes Sporttreiben, hinaus.

Wie man sich bereits an diesen hier nur angedeuteten Beispielen ausmalen kann, wird Irritationsbewältigung durch ein planvolles nachhaltiges Neuarrangement der Lebensführung schnell äußerst aufwendig, was Informationsverarbeitung, Abstimmung und Konfliktbewältigung anbetrifft – und das unter Bedingungen von manchmal großer Zeitknappheit, begrenzter Ressourcen und eines fehlenden Zugriffs auf wichtige

¹⁶ Hier rächt sich die angesprochene Herablassung gegenüber dem – tatsächlichen oder vermeintlichen – „planlosen“ Umgang von Unterschichtangehörigen mit vergleichbaren Irritationen.

Stellschauben. Dabei gilt weiterhin, dass mit zunehmender Schwierigkeit der Irritationsbewältigung das Risiko zunimmt, trotz allen Bemühens wichtige Aspekte zu übersehen oder falsch einzuschätzen und sich, wie sich dann im Nachhinein herausstellt, für ein suboptimales oder gar gänzlich verfehltes Neuarrangement zu entscheiden. In seiner sozusagen programmatischen Blauäugigkeit kann dieser Fremd- und Selbstanspruch an eine planvolle Wiederherstellung von Planbarkeit fatale Folgen zeitigen: Oftmals verlangt ein solches Vorgehen angesichts der Schwierigkeiten, mit denen einen die Irritationen konfrontieren, viel zu viel; und wenn man es dennoch versucht, ist das Scheitern vorprogrammiert, während bescheidenere Bewältigungspraktiken bessere Resultate gezeitigt hätten (Schimank 2005: 173-235). Wer etwa angesichts der Überfülle an Alternativen und zu bedenkenden Gesichtspunkten bei der Wahl des richtigen Studienorts für das eigene Kind versucht, gemeinsam mit diesem umfassend informiert die optimale Entscheidung zu finden, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit angesichts begrenzter verfügbarer Zeit am Ende schlechter dastehen als jemand, der „satisficing“ (Simon 1946: 80-84) praktiziert, sich also mit der erstbesten zufriedenstellenden Alternative begnügt hat.

„Satisficing“ ist immerhin noch Inkrementalismus, der sich freilich, gemessen an Planungsansprüchen, als „science of muddling through“ (Lindblom 1959) bereits unerfreulich genug darstellt. Die hier zur Diskussion gestellte Vermutung geht aber noch darüber hinaus: Multiple Irritationen und der damit verbundene sehr hohe (**← p. 25**) Schwierigkeitsgrad ihrer Bewältigung könnten dazu führen, dass Mittelschichtangehörige nicht einmal mehr Inkrementalismus zum Einsatz zu bringen vermögen, sondern oft nur noch ein *sub-inkrementalistisches Coping*.¹⁷ Anstatt dies aber nun den Betroffenen als „inertia“ vorzuhalten, wie es Yehezkel Dror (1964) schon gegenüber dem Inkrementalismus tat, ist im Gegenteil herauszustreichen, dass Coping dem exorbitanten Schwierigkeitsgrad der Irritationen immerhin noch eine Rest-Rationalität abtrotzt, anstatt entweder das Unmögliche zu versuchen, also Planung zu betreiben und dabei höchst suboptimale Ergebnisse zu erzielen, oder sich fatalistisch einfach nur noch treiben zu lassen. Deshalb wird Coping im Folgenden ganz bewusst im präskriptiven

¹⁷ Zu sub-inkrementalistischem Entscheidungshandeln generell siehe Schimank (2005: 371-427), zu Coping in der Politik Schimank (2011). Das im Folgenden weiter entwickelte Coping-Konzept wäre zukünftig mit darauf zugeschnittenen eigenen empirischen Befunden zu überprüfen, zuvor aber insbesondere noch mit den teilweise in eine ähnliche Richtung gehenden empirischen Beobachtungen und Typenbildungen von Bonß et al. (2004) und Burzan et al. (2014: 110-168) abzugleichen.

Tonfall von vier Maximen klugen Entscheidens präsentiert, von denen jede einen der aufeinander folgenden Schritte dieses Entscheidungsmodus benennt.¹⁸

Coping verlegt sich im ersten Schritt, als erklärte Politik oder - öfter - klammheimlich und uneingestanden, auf weitgehende *Zielabstinenz*. Der Handelnde spezifiziert keine Ziele seiner Lebensführung, um aus diesen jeweils eine Schrittfolge der Zielverfolgung abzuleiten und stur an ihnen festzuhalten. Allenfalls sieht man das eigene Handeln im Rahmen vager, sehr Vieles offen haltender Zielkorridore wie „irgendwo irgendwas studieren statt eine Ausbildung machen“ oder „vielleicht irgendwann doch noch Kinder kriegen“; aber wenn nötig, stellt man selbst diese Korridore wieder zur Disposition. Dahinter steht, dass in hochgradig schwierigen Entscheidungssituationen Prinzipientreue das Falscheste ist, was man tun kann: „Es wäre für die meisten jungen Erwachsenen heute fatal, einem ‚Lebensplan‘ zu folgen ...“ (Koppetsch 2013: 116). Wenn es unmöglich ist, ex ante die „richtigen“, also realistisch erreichbaren Ziele zu erkennen, ist es schlicht nicht mehr der Mühe wert, das Unmögliche zu versuchen. Man sollte seine Energie und seine begrenzten Ressourcen für bessere Verwendungen aufsparen. Das klingt allerdings einfacher, als es ist. Bereits diese erste Komponente von Coping ist gerade für Mittelschichtangehörige schwer zu vermitteln und lässt sich oft genug nur hinter einer Hochglanzfassade von Langzeit-Planung durchhalten, die einem hoffentlich bohrende Nachfragen erspart.

Als zweiter Schritt ergibt sich aus dieser Zielabstinenz *Abwarten*. Wenn der Akteur immer wieder über längere Strecken unschlüssig oder gar völlig ratlos ist, was für ihn längerfristig spezifizierbare Ziele sein könnten, kann er in diesen Zeiten sinnvollerweise nicht mehr tun, als – wie beim Flipperspielen – den Ball im Spiel zu halten (Schimank 1999): „Der Einzelnen muss sein Leben so gestalten, dass er in der Lage ist, ‚im Rennen zu bleiben‘.“ (Koppetsch 2013: 116) Das Beste, was man dann erreichen kann, ist Zeit zu gewinnen – in der Hoffnung: Kommt Zeit, kommt Rat! (Schimank 2005: 404-422). So erweisen sich z.B. auch viele erfolgreiche Manager von Unternehmen nicht als heroische Macher, sondern als „... masters of delay until the time is ripe ...“ (Collingridge 1992: 151). Auf der gleichen Linie (← p. 26) bekannte der frühere Bundespräsident Roman Herzog: „Richard von Weizsäcker hat mich mal gefragt: ‚Wie

¹⁸ Damit stellt Coping – wie auch Inkrementalismus – einen Mechanismus ineinandergreifender Komponenten dar. Allgemein zu sozialen und psychischen Mechanismen, die oft auch metaphorisch als Räderwerke umschrieben werden, siehe nur Elster (1989) und Mayntz (2005).

haben Sie Ihre Karriere geplant? Die ist so logisch aufgebaut.⁴ Da habe ich gesagt: Wie ein Geißeltierchen ... Es treibt im warmen Wasser, lässt die Fangarme spielen, und wenn was Interessantes vorbeikommt, schlägt es zu.“ (ZEIT-Magazin, 20.1.2011) So mancher muss freilich auch in unangenehm kaltem Wasser ausharren, ob sich nochmal was Besseres bietet. Und ob sich dann tatsächlich bessere Gelegenheiten des Entscheidens, insbesondere plausible und operationalisierbare Zielsetzungen, eröffnen, ist freilich nicht sicher – aber eben auch nicht ausgeschlossen; womöglich können sich Irritationen – wie beim „Aussitzen“ – auch aufgrund glücklicher Umstände, oder weil ihre Verursacher ermüden, verflüchtigen. Wiederum gilt aber: Abwarten ist in den Augen argwöhnisch beurteilender Beobachter Zaudern und deshalb nicht leicht zu praktizieren.

Wenn sich dem Abwartenden eine Gelegenheit bietet, die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Besseres verspricht als der Status quo, befließigt sich Coping im dritten Schritt eines *improvisierenden situativen Opportunismus*. Die Handlungsmaximen lauten: „Basteln, Flickern, Probieren, Kombinieren“ (Guttandin 1996: 31). Friedhelm Guttandin (1996: 34) präzisiert: „Keine Pläne, keine Kalkulationen, kein Berechnen von Zwecken, konkurrierenden Mitteln, eventuellen Nebenfolgen, sondern die Direktheit situativ bedingter Eingebung und Aktion ...“¹⁹ Auf längere Sicht ergibt sich für Mittelschichtangehörige so die von Ronald Hitzler (1996) porträtierte „Bastelbiographie“. Man hört dabei nicht auf das eigene „Geschwätz von gestern“, geht also davon aus, dass sich das, was man heute beschließt, morgen in ganz anderem Licht darstellen kann: „Man hängt gar nicht mehr der Illusion der Machbarkeit einer ins Detail vorausschauenden Planung des Lebens an, sondern verfolgt das Ziel, Rahmenbedingungen zu schaffen, die genügend Offenheit gewährleisten, um im richtigen Moment – eher situativ – die richtige Entscheidung treffen zu können.“ (Jurczyk/Rerrich 1993: 41) Das ist freilich noch zu ambitioniert formuliert: Eine nicht völlig falsche Entscheidung ist gegebenenfalls schon völlig in Ordnung, „die richtige Entscheidung“ wäre reine Glückssache.

Im vierten Schritt läuft Coping auf eine Haltung des „*Mal sehen!*“ hinaus. Für einen inkrementalistischen Entscheider bedeutet diese Maxime, dass er im Zeitverlauf allmählich herausfindet, ob das, was er getan hat, zumindest in die richtige längerfristige

¹⁹ Sein empirischer Fall sind die Menschen in einer südamerikanischen Provinzstadt, die sich derart improvisierend durchs Leben schlugen..

Zielrichtung geht. Hieran zeigt sich, dass Inkrementalismus immer noch - wie Planung, nur viel abgeschwächter - ein zukunftsorientiertes Handeln darstellt. Für Coping gilt hingegen, dass es vergangenheitsgetrieben ist. Erst mit der Zeit ergibt sich aus den realisierten Gelegenheiten, deren improvisierender opportunistischer Nutzung und den sich einstellenden Resultaten, was überhaupt erstrebenswerte Zielsetzungen mittlerer Reichweite – von Fernzielen ganz zu schweigen (**← p. 27**) - sind. Coping muss also nicht nur ohne großangelegte ex-ante-Ziele auskommen, sondern sich sogar viel bescheidenere spezifische Zielsetzungen erst ex post zurechtlegen – wenn man sieht, was an dem, was man getan hat, wenigstens einigermaßen funktioniert hat. Dabei rechnet der Akteur mit keiner allzu langen Haltbarkeitsdauer dieser wenig ambitionierten nachträglichen Ziele, sondern damit, dass er früher oder später aufs Neue ziemlich unschlüssig darüber sein wird, was er sich eigentlich als Ziele seiner Lebensführung setzen soll –²⁰ womit er wieder beim ersten Schritt des Coping angelangt ist. Insgesamt handelt es sich also – wie beim Inkrementalismus auch – um einen rekursiven Entscheidungsmodus, der von einer Unaufhörlichkeit des Entscheidens ausgeht.

Die Rekursivität des Coping bedeutet, dass dieser Mechanismus der vier Schritte sozusagen ein *perpetuum mobile* bildet, das sich selbst am Laufen hält. Das heißt natürlich nicht, dass ein Akteur schicksalhaft zum Coping verdammt ist, sobald er einmal begonnen hat, es zu praktizieren. Er kann in beiden Richtungen aussteigen: Wenn ihm sogar Coping irgendwann zu schwer fällt, kann er zum passiven Erleiden all der über ihn hereinstürzenden Irritationen abstürzen; und wenn sich, wodurch auch immer, der Schwierigkeitsgrad der Irritationsbewältigung hinreichend verringert, kann er sich auch wieder zumindest zum Inkrementalismus, unter besonders günstigen Umständen vielleicht sogar zur Planung emporschwingen. Was letzteren Ausstieg „nach oben“ anbetrifft, wohnt sub-inkrementalistischem Coping freilich eine gewisse Pfadabhängigkeit inne: Wenn heute eine Irritation aufgrund ihres Schwierigkeitsgrads nicht nachhaltig bewältigt werden kann, erhöht sich dadurch die Wahrscheinlichkeit, dass sie schon morgen noch schwieriger wiederkehrt und dann erst recht nicht nachhaltig bewältigt werden kann, u.s.w. – womit man aus dem Coping immer schwerer herauskommt. Das ist die schlechte Botschaft. Die gute lautet: Bis man vom Coping „nach unten“ ins

²⁰ Oder, was auf das Gleiche hinausläuft - er realisiert, dass die Ziele, mit denen er sich nun eine Zeitlang angefreundet hatte, nun doch nicht länger die Seinen sind.

hilflose Erleiden der Irritationen gerissen wird, muss wohl schon sehr viel zusammenkommen. Als Auffangmechanismus vor diesem Absturz ist Coping einigermaßen robust.

Schluss

Um es am Ende nochmals zu wiederholen: Was hier als Coping skizziert wurde, sind allesamt Praktiken, die die Mittelschichten bislang naserüpfend den Unterschichten zugeschrieben haben. Und nun kriegen sie womöglich selbst auch nicht mehr zustande! Das ist ein herber Distinktionsverlust, der Scham und Selbstzweifel hervorruft – was Einiges von der derzeitigen gereizten Stimmungslage der Mittelschichten erklären könnte.

Bevor freilich allzu vollmundige Diagnosen und Kritiken in die Welt gesetzt werden, steht erst noch eine gründliche empirische Prüfung der hier vorgestellten Behauptungen über den Planungsimperativ, die Irritationen und das Coping der Mittelschichten an. Vielleicht ist ja alles nur Gerede der Medienberichterstattung oder sich wichtig machender Sozialforscher. Oder die Mittelschichten fühlen sich zwar (**← p. 28**) irritiert, ihre faktischen Lebensumstände geben aber gar keinen oder jedenfalls viel weniger Anlass dazu. Solche Phantomschmerzen könnten subjektiv sehr spürbar sein, ließen aber entgegen den Befürchtungen erfolgreiche Lebensplanung weiterhin zu. Auf jeden Fall dürfte sich bei genauerer Untersuchung herausstellen, dass verschiedene Fraktionen der Mittelschichten sehr unterschiedlich von den geschilderten Entwicklungen betroffen sind; und auch zwischen den Mittelschichten verschiedener Länder – selbst innerhalb des OECD-Universums, etwa zwischen Deutschland und Spanien – dürfte eine große Varianz bestehen.

Am Ende stehen also viele weitere offene Fragen. Wenn dieser Beitrag dennoch verdeutlicht hat, dass er sich einem gesellschaftlich relevanten und gesellschaftstheoretisch interessanten Gegenstand zugewandt hat, und zur weiteren soziologischen Bearbeitung dieses Phänomens einige diskutierenswerte Ideen beisteuern konnte, hat er vorerst sein Ziel erreicht.

Literatur

- Bagnasco, Arnaldo. 2008: Ceto medio. Perché e come occuparsene. Una ricerca del Consiglio italiano per le Scienze Sociali. Bologna: Il Mulino.
- Beck, Ulrich, 2000: Die postnationale Gesellschaft und ihre Feinde. In: Thomas Assheuer/Werner Perger (Hrsg.), Was wird aus der Demokratie? Opladen: Leske + Budrich, 35-50.
- Beck, Ulrich/Elisabeth Beck-Gernsheim, 1994: Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), Riskante Freiheiten. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 10-39.
- Bonß, Wolfgang et al., 2004: Biographische Sicherheit. In: Ulrich Beck/Christoph Lau (Hrsg.), Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt/M.: Suhrkamp, 211-233.
- Bourdieu, Pierre 1986: Die biographische Illusion. In: BIOS 3, 75-81.
- Burkart, Günter, 1994: Die Entscheidung zur Elternschaft: eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-choice-Theorien. Stuttgart: Enke.
- Burkart, Günter, 1995: Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen. In: Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 8, 59-88.
- Burkart, Günter, 2002: Entscheidung zur Elternschaft revisited. Was leistet der Entscheidungsbegriff für die Erklärung biographischer Übergänge? In: Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 2: Elternschaft heute. Opladen: Leske + Budrich, 23-48.
- Burkart, Günter/Cornelia Koppetsch, 1999: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.
- Burkhardt, Christoph et al., 2012: Mittelschicht unter Druck? Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Burzan, Nicole/Silke Kohrs/Ivonne Küsters, 2014: Die Mitte der Gesellschaft: Sicherer als erwartet? Weinheim: Beltz Juventa.
- Burzan, Nicole /Peter A.Berger (Hrsg.), 2010: Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte. Wiesbaden: VS.
- Chauvel, Luis, 2006: Les Classes moyennes à la dérive. Paris: Le Seuil.
- Cohen, Michael D./James G. March/Johan P. Olsen, 1972: Ein Papierkorb-Modell für organisatorisches Wahlverhalten. In: James G. March, Entscheidung und Organisation. Wiesbaden, 1990: Gabler, 329-372.
- Collado, Emanuel, 2010: The Shrinking Middle Class: Why America Is Becoming a Two-Class Society. Bloomington: iUniverse.
- Collingridge, David, 1992: The Management of Scale: Big Organizations, Big Decisions, Big Mistakes. London: Routledge.
- Dror, Yehezkel, 1964: Muddling Through – „Science“ or Inertia? In: Amitai Etzioni (ed.), Readings on Modern Organizations. Englewood Cliffs, 1969: Prentice Hall, 166-171.
- Dworkin, Ronald, 1982: Is More Choice Better than Less? In: Ronald Dworkin, The Theory and Practice of Autonomy. Cambridge MA, 1988: Cambridge University Press, 62-81.
- Ehrenreich, Barbara. 1989. The Fear of Falling. The Inner Life of the Middle Class. New York: Harper

- Elster, Jon, 1989: Nuts and Bolts for the Social Sciences. Cambridge: Cambridge University Press.
- Etzioni, Amitai, 1967: Mixed Scanning: A "Third" Approach to Decision-making. In: Andreas Faludi (ed.), A Reader in Planning Theory. Oxford, 1973: Pergamon, 217-229.
- Fourquet, Jerome/Alain Mergier/Camille Peugny, 2013: Le grand malaise. Enquete sur les classes moyennes. Paris: Jean Jaures Fondation. (← p. 29)
- Gall, Lothar, 1989: Bürgertum in Deutschland. Berlin, 2000: Siedler.
- Gornick, Janet C./Markus Jäntti (Hrsg.), 2013: Income Inequality: Economic Disparities and The Middle Class in Affluent Countries. Palo Alto, CA: Stanford University Press, Social Inequality Series.
- Groh-Samberg, Olaf/Steffen Mau/Uwe Schimank, 2014: Investieren in den Status: Der voraussetzungsvolle Lebensführungsmodus der Mittelschichten. In: Leviathan 42, 219-248.
- Gross, Peter, 1994: Die Multioptionsgesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Guttandin, Friedhelm, 1996: Improvisationsgesellschaft. Provinzstadtkultur in Südamerika. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Hacker, Jacob/Paul Pierson, 2011: Winner-Take-All Politics. How Washington Made the Rich Richer – and Turned Its Back on the Middle Class. New York: Simon & Schuster.
- Heinze, Rolf, 2011: Die erschöpfte Mitte. Zwischen marktbestimmten Soziallagen, politischer Stagnation und der Chance auf Gestaltung. Weinheim: Juventa.
- Herbert-Quandt-Stiftung, 2007: Zwischen Erosion und Erneuerung. Die gesellschaftliche Mitte in Deutschland. Frankfurt/M.: Societäts-Verlag.
- Hilpert, Dagmar, 2012: Wohlfahrtsstaat der Mittelschichten? Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hitzler, Ronald, 1996: Die Bastel-Existenz. In: Psychologie Heute 23 (7), 30-35.
- Hobsbawm, Eric, 1994: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München, 1995: Hanser.
- Jurczyk, Karin/Maria Rerrich, 1993: Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo „alles zusammenkommt“. In: Karin Jurczyk/Maria Rerrich (Hrsg.), Die Arbeit des Alltags. Freiburg: Lambertus, 11-45.
- Kaelble, Hartmut, 2007: Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart. München: Beck.
- Kern, Horst, 2005: Über die Kunst, eine Universität zu steuern. In: Göttinger Universitätsreden - Akademische Feier zur Übergabe des Präsidentenamtes in der Aula am 10. Januar 2005. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 35-48.
- Koppetsch, Cornelia, 2013: Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte. Frankfurt/M.: Campus.
- Lengfeld, Holger/Jochen Hirschle, 2009: Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittanalyse 1984-2007. In: Zeitschrift für Soziologie 38, 379-399.

- Lindblom, Charles E., 1959: The Science of Muddling Through. In: Public Administration Review 13, 79-88.
- Luhmann, Niklas, 1964: Funktionen und Folgen formaler Organisation. Berlin: Duncker & Humblot.
- Luhmann, Niklas, 1966: Reflexive Mechanismen. In: Niklas Luhmann, Soziologische Aufklärung, Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen, 1974: Westdeutscher Verlag, 92-112.
- Luhmann, Niklas 1978: Organisation und Entscheidung. In: Niklas Luhmann, Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen, 1981: Westdeutscher Verlag, 335-389.
- Lutz, Burkart, 1984: Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M.: Campus.
- March, James G., 1994: A Primer on Decision Making. How Decisions Happen. New York: Free Press.
- Marg, Stine, 2014: Mitte in Deutschland. Zur Vermessung eines politischen Ortes. Bielefeld: transcript.
- Mau, Steffen, 2012: Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht? Berlin: Suhrkamp.
- Mayntz, Renate, 2005: Soziale Mechanismen in der Analyse gesellschaftlicher Makro-Phänomene. In: Uwe Schimank/Rainer Greshoff (Hrsg.), Was erklärt die Soziologie? Münster: LIT, S. 204-227.
- Samerski, Silja 2002: Die verrechnete Hoffnung. Von der selbstbestimmten Entscheidung durch genetische Beratung. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Samerski, Silja, 2010: Die Entscheidungsfalle. Wie genetische Aufklärung die Gesellschaft entmündigt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Scharpf, Fritz W., 1977: Public Organization and the Waning of the Welfare State: A Research Perspective. In: European Journal of Political Research 5, 339-362.
- Schimank, Uwe, 2005: Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe, 2011: Nur noch Coping: Eine Skizze postheroischer Politik. In: Zeitschrift für Politikwissenschaft 21, 455-463.
- Schimank, Uwe/Steffen Mau/Olaf Groh-Samberg, 2014: Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten. Weinheim: Juventa.
- Schimank, Uwe/Silke Stopper, 2012: Kleinanleger auf dem Finanzmarkt: Praktiken der Hilflosigkeitsabsorption. In: Klaus Kraemer/Sebastian Nessel (Hrsg.), Entfesselte Finanzmärkte – Soziologische Analysen des modernen Kapitalismus. Frankfurt/M.: Campus, 243-261.
- Schon, Donald A., 1967: Technology and Change. The New Heraclitus. New York: Pergamon Press. (← p. 30)
- Sennett, Richard, 1998: The Corrosion of Character: The Personal Consequences of Work in the New Capitalism. New York: Norton.
- Simon, Herbert A., 1946: Administrative Behavior. A Study of Decision-Making Processes in Administrative Organization. New York, 1976: Free Press.

Sunstein, Cass R./Edna Ullmann-Margalit, 1999: Second-Order Decisions. In: Ethics 110, 5-31.

Vogel, Berthold, 2009: Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen. Hamburg: Hamburger Edition.

Vogel, Berthold 2011: Mittelschicht zwischen Abstiegsängsten und hoher Belastung. In: Wirtschaftsdienst 8: 507-510.

Weber, Max, 1905: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Max Weber, Die protestantische Ethik I. Hamburg, 1975: Siebenstern, 27-277. (**← p. 31**)